

Andrea Wolfmayr

Weißer Mischung

Ein Roman aus der Provinz



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2012

literatur nr. * 27

1. Auflage Oktober 2012

Lektorat, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverfoto: Robert Fimbinger

Autorenfoto: Ulrike Rauch

Druck und Bindung: Druckerei Theiss GmbH

ISBN 978-3-9503343-7-1

bm:uk

 kultur steiermark

GRAZ
KULTUR

1. In der Kirche

Pfarrer Hermann Meier war ja nie besonders sportlich gewesen, seine Kondition hatte sich in letzter Zeit aber weiter verschlechtert. Seit die alte Pfarrersköchin – die korrekte Bezeichnung lautete natürlich »Pfarrhaushälterin«¹, aber »Pfarrersköchin« klang eindeutig plastischer – endgültig in Pension gegangen war und es sich als praktisch unmöglich erwiesen hatte, eine Nachfolge für sie zu bekommen, musste er sich wohl oder übel mit Tiefkühlkost und Pizzas irgendwie selbst versorgen. Aus diesem Grund litt er ständig an starkem Sodbrennen und an Blähungen, die ihm Atemnot verursachten und aufs Herz drückten. Stiegen waren ihm ein Problem, sogar die flachen drei Steinstufen, die ins Taufbecken hinabführten, das er immerhin selbst im Rahmen der Kirchenrenovierung gegenüber dem Pfarrgemeinderat durchgesetzt hatte, als innovative Idee, die gelebtes Urchristentum wieder aufleben lassen sollte – »Wenn wir die Kirche retten wollen, müssen wir uns ihrer Wurzeln besinnen!« –, machten ihm neuerdings zu schaffen. Wie glatt sie waren, wie rutschig und gefährlich! Schnapsidee, die er da gehabt hatte, im jugendlich-rebellischen Reformwahn! Johannes den Täufer zu spielen, mit Bart, aber auch Bauch! Gut, nun half nichts, er musste hinab ins Wasser, mit bloßen Füßen, im langen Täuferhemd – eine nahezu artistische Leistung, die er sich abverlangte! Wenigstens hatte er für

1 Roland Girtler. »Der Zauber des Wortes«. In: »Pfarrersköchinnen. Edle Frauen bei frommen Herren. Nebst Kochrezepten der Bertilia Mandl«. Böhlau 2005, S. 15f.

eine Heizung gesorgt, das Wasser war lauwarm... Vorsicht, Vorsicht... unvorstellbar, wenn er ausglitte, mit dem Täufling im Arm! Eine negative Presse wäre das Letzte gewesen, was er jetzt brauchte. Die Kirchenrenovierung hatte weit mehr gekostet, als der Voranschlag besagt hatte, und die Entfernung der Schatten spendenden Kastanienbäume vom Kirchenriegel kam bei der Bevölkerung auch nicht gut an. Aber dafür sah man jetzt endlich die Kirche, einen Prachtbau aus dem späten neunzehnten Jahrhundert, in frischem Lachsrosa weithin leuchten. Schade, dass er sein Talent in diesem Kaff vergeuden musste. Er war doch eher Kunsthistoriker und Wissenschaftler, er hätte in die Forschung gehört, in den Vatikan, und nicht in diese Provinzstadt! Herr, verzeihe mir meinen Hochmut, dachte Pfarrer Meier bei sich, aber du musst zugeben, meine Herde besteht doch wirklich aus lauter Ochsen und Schafen! Leicht zu führen waren sie nicht, dafür leicht zu unterhalten. »Meier mit e und nicht mit a« – wie oft hatte der eigene Name für den abgedroschenen Witz erhalten müssen –, »...aber Schifahren tu ich net...!« Dabei pflegte er sich auf seinen auch durch die Soutane kaum zu übersehenden Bauch zu klopfen und laut zu lachen. Ach ja, manchmal war die Berufung schon ein Kreuz!

Sein Blick glitt hinauf in die Kuppel, zu Jesus mit seinen Aposteln, der endlich wieder da oben saß, befreit vom Verputz der Sechzigerjahre, in seinem goldenen Sternenhimmel, über der Inschrift, die sich als breites Band über sein Wolkensofa breitete: »Vincit. Regnat. Imperat.« Nach Überwindung unglaublicher bürokratischer Hürden und nach unzähligen Bittgesuchen und Kollekten war die präraffaelitische Dorfkirche durch ihn, Hermann Meier, endlich wieder zu dem einzigartigen kunsthistorischen

Kleinod geworden, das sie eigentlich war! Freilich, er wusste, dass die neue »alte« Ausstattung auf diese schlichten Gemüter bloß »altväterisch« wirkte! Manche nannten seine Kirche sogar »kitschig«! Sie waren nun einmal Gewohnheitstiere. Jahrzehntlang hatten sie mit der schlichteren, grauen Fassung davor gelebt, und was sie hatten, das gaben sie nicht so schnell auf. Schwerfällig war ihr Denken, klebte an den Schuhen wie die Lehmerde der Gegend. Bauern! Sie waren und blieben Bauern, und wenn sie noch so städtisch und nobel taten und sich modisch kleideten, samt all den grässlichen Attributen, die das heutzutage anscheinend verlangte.

Missbilligend streifte des Pfarrers Blick das Piercing eines Buben. Noch nicht einmal ein Jüngling und eiferte schon dem erwachsenen Cousin nach, dessen tätowierte Arme in einer Kirche doch wirklich verhüllt werden sollten! Direkt kriminell sah das aus! Und dann die ewige Filmerei! Man kam sich ja vor wie bei einer Preisverleihung, dauernd blitzte es, und ständig leuchtete irgendwo ein rotes Lämpchen! Das Ewige Licht trat in den Hintergrund vor diesem Aufgebot an Technik. Keine Hochzeit oder Taufe, ja nicht einmal eine Beerdigung ohne Digitalkameras oder Camcorder. Na, wenigstens gab sein Auftritt als Johannes der Täufer einiges her!

Nachdem er den schreienden Säugling endlich der Patin zurückgeben hatte können, strich Pfarrer Meier sein Täufergewand glatt und sich selbst den Bart, eine alte Gewohnheit, die er besonders dringend brauchte, wenn er verlegen war, oder ärgerlich. Denn das war er heute eindeutig. Was war das doch für eine Taufgesellschaft! Und was für eine Patin! Buntscheckig das Haar, zaundürr die Figur, bulimisch, schätzte er, dafür ständig Kaugummi kauend – während

der heiligen Handlung! Nicht zu glauben, dass es sich bei dieser Person um eine Lehrerin handelte, noch dazu eine aus gutem Hause! Bei solchen Vorbildern durfte man sich freilich nicht wundern, wohin sich die Jugend entwickelte! Eigentlich ein Wunder, dass sich noch kein Handy gemeldet hatte – doch, da klingelte es schon. Natürlich schafften es diese Kreaturen nicht, die Lautlos-Funktion zu aktivieren oder das Ding auch nur für eine Stunde auszuschalten. Was war denn wirklich so wichtig, dass man nicht eine knappe Stunde Ruhe und Handyfreiheit schaffen konnte, Zeit und Raum für diese eine wichtige Stunde im Leben jedes Katholiken?! Ob dieses soeben getaufte kleine Wesen wohl der Heiligen römisch-katholischen Kirche treu bleiben würde, war allerdings fraglich. Pfarrer Meier hatte keine Illusionen angesichts der letzten Kirchenskandale und Austrittszahlen. Die Eltern hatten zwar gelobt, ihr Kind christlich zu erziehen, und die Patin hatte gemäß dem Ritus gelobt, dieses zu kontrollieren, aber das war sicher nur gedankenlos hingesagt. Alles Lug und Trug. Obwohl die Eltern im Gegensatz zu vielen ihrer Verwandten vernünftig aussahen und es wohl auch waren, soweit er sie kannte – bürgerlich und verlässlich. Den Vater hatte er zwar in der Kirche noch nie gesehen, aber an der Mutter des Kindes hatte Pfarrer Meier, wie der Volksmund es ausdrückte, regelrecht »einen Narren gefressen«. Heidi Thaler war ihm schon aufgefallen, als sie noch ihren Mädchennamen Gutmann trug und er sie im Rahmen des Religionsunterrichts auf die Firmung vorbereiten durfte. Ein kluges und aufmerksames Mädchen, freundlich und hilfsbereit, bemerkenswert höflich, immer zurückhaltend. So etwas gab es heute kaum mehr. Und dieses Pfarrgemeindegeld hatte sich, wie man sehen konnte, vom liebreizenden Mädchen zur voll erblühten jungen

Mutter entwickelt! – Heute war sie aufgeregt, das sah man ihren roten Apfelbäckchen an. Die Zeremonie war ihr absolut nicht gleichgültig, sie folgte aufmerksam seinen Worten, blickte immer wieder ängstlich auf ihr Kind, dessen Weinen sich allmählich zu einem Brüllen steigerte, das des Pfarrers Worte übertönte. Er erhob seinen Bariton und verstärkte ihn um eine Nuance, entschlossen und ruhig setzte er die Taufe fort.

Der Vater war ebenfalls bemerkenswert stoisch, wie Pfarrer Meier fand. Diese Fähigkeit hatte sich der Roman Thaler wahrscheinlich in seinem Beruf, er arbeitete in einer Anwaltskanzlei, erworben. Vielleicht auch in seiner Familie. Neben diesen dubiosen Brüdern, dem Vater, einem pensionierten Eisenbahner, der im ganzen Ort als Säufer bekannt war, der betulichen und dominanten Mutter, die sich als rote Gemeinderätin überall einmischte und nach Kräften versuchte, seinen Pfarrgemeinderat mit ihren liberalen Ansichten zu unterminieren, war es wohl nötig, sich innere Gelassenheit zuzulegen.

Ja, Pfarrer Meier hätte Geschichten erzählen können! Als Seelsorger waren ihm die familiären Hintergründe vieler seiner Schäfchen nur allzu gut bekannt. Und auch wenn er sich geschickt aus den emotionalen Verwicklungen, in die sie einen so gern hineinziehen wollten, heraushielt – schließlich empfand er sich weder als Psychotherapeut noch als Schiedsrichter –, erfuhr er wohl oder übel doch einiges, das sich hinter den Kulissen tat. Zum Beispiel, dass sich diese abgearbeitete Frau mit der verbitterten und verlebten Miene, mit dem für Bauern unüblichen Namen Penelope, Heidis Mutter, seit dem Unfalltod ihres Mannes vollständig gehen ließ. Man sah es an ihrer Kleidung, der abgeschabten Tasche, den ausgelatschten Schuhen. Und war sie vielleicht

gar schon betrunken, am Vormittag, in der Kirche?! Warum sonst wankte sie so?

Es war dem Pfarrer auch nicht verborgen geblieben, dass sich Luis, der Großvater des Täuflings, gleich zu Beginn der Zeremonie »verbröselt« hatte. Wahrscheinlich tat er sich vor dem Kirchentor aus seinem Flachmann gütlich, den er im »schönen Anzug« – viel zu groß und zu weit übrigens – gut verstecken konnte. Auch einige andere Taufgäste hatte er in der Kirche noch nie gesehen. Diesen dünnen jungen Mann zum Beispiel, der da gelangweilt und selbstverliebt seine Nägel betrachtete, ein verzogener Neffe der Dorfwirtin. Oder den jüngsten der drei Thaler-Brüder, schön wie ein Cherub, aber so schüchtern, dass er es kaum wagte, die Augen aufzuschlagen.

Arme Heidi! In welche Familie war sie da geraten! Allerdings brauchte es einen auch nicht zu wundern, bei den Verhältnissen, aus denen diese schlichte Blume des Volkes entsprossen war. Gleich und gleich gesellte sich nun mal gern. Aber der Herr war groß, sein Wille würde geschehen. Vielleicht stand ja alles zum Besten und diese junge Mutter würde, einem Erzengel gleich, gestärkt durch die Kraft der Kirche, ihren segensreichen Einfluss in die jeweiligen Stammfamilien wirken lassen, zu deren Heil! Seinen besonderen Segen würde er ihr jedenfalls mit auf den Weg geben, und zwar so schnell wie möglich, und er seufzte vernehmlich, als wieder eines dieser Menschenkinder wie von der Tarantel gestochen auf sein Handy reagierte. Was für ein furchtbares Getöse war das auch, es schien keine schlichten Klingeltöne mehr zu geben, nur mehr Krach oder banale Popmusik! Sein tadelnder Blick folgte der attraktiven jungen Frau, die recht unattraktiv nach hinten rannte, gekrümmt über ihr elektronisches Kästchen, und sich

während seiner Segensworte die Ohren zuhielt, während sie nicht besonders leise mit ihrem Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung konferierte. Wenn sie den anderen den Rücken zukehrte, glaubte sie wohl, unsicht- und unhörbar zu sein?!

Pfarrer Meier breitete die Arme aus und schloss ergeben die Augen. Vielleicht schaffte er es, unter Vorschützen von anderen Verpflichtungen, dem anschließenden Taufgelage nicht beiwohnen zu müssen? Sein Bauch fühlte sich inzwischen an wie der des Wolfs bei den sieben Geißlein. Ein umfangreiches Taufgelage, wie es üblich war hier im Dorf, würde ihn umbringen! Ach, wenn die alte Köchin nur noch ein paar Jährchen geblieben wäre! Sie hatte gegen alles ein Mittel, ein Kraut gewusst. Aber es schien, als hätte Gott noch eine Menge an Prüfungen für seinen ergebenen Diener vorgesehen. Wollte er gar die Zahl seiner dünnen Jahre auf sieben erhöhen?

2. Die Büchse der Pandora

Nach dem Ende der Zeremonie wurde die Taufgesellschaft von Gery, dem Fotografen, zum Gruppenfoto auf der Kirchenstiege arrangiert. Kein einfaches Vorhaben: Im Mittelpunkt Patin Petra mit dem Täufling im Arm, links und rechts von ihr die Eltern, rundum alle anderen Gäste. Großvater Luis wollte um keinen Preis still stehen und wirkte ebenso fröhlich, wie seine Frau Edda missvergnügt – die rote Nase und die allzu glänzenden Augen sprachen Bände. Und die hübsche Ami war unauffindbar, worüber Petra außer sich geriet! Ihre hübsche Schwester Anna Maria, Nesthäkchen im Hütter'schen Haushalt, von Freunden und

Familie von Kind auf Ami genannt, musste doch wissen, wie wichtig es ihr war, dass alle drei Hütter-Schwestern auf dem »offiziellen« Gruppenfoto versammelt waren, wenn sie, Petra, eine so wichtige Funktion ausübte! Ihre ältere Schwester Barbara, umsichtig bemüht, Gäste, die sich noch nicht kannten, einander vorzustellen, glaubte zu wissen, wohin Ami nach ihrem Telefonat verschwunden war, nur würde sie das niemandem, schon gar nicht ihrer Schwester Petra, verraten. Petra, die ihr kurzes Techtelmechtel mit dem Maler noch immer nicht ganz verdaut hatte.

Am eigenartigsten aber verhielten sich die Eltern des Täuflings und dieser selbst: Der kleine Kevin hatte sich nach dem Schreikonzert, das er bereits in der Kirche angestimmt hatte, anscheinend durch nichts mehr beruhigen lassen. Vorübergehend war er zwar eingeschlafen, aber nun übertönte das neuerliche Gebrüll des inzwischen krebsrot angelaufenen Babys jedes Gespräch im Umkreis, und die düstere Miene des Vaters hellte sich überhaupt nicht mehr auf. Und Heidi schien den Tränen nahe, unfähig, ihr Kind zu beruhigen.

Was war geschehen? Etwas Seltsames, das dem jungen Ehepaar arg zu schaffen machte. Aber es half nichts, vorerst mussten sie als Hauptpersonen mitwirken beim endlosen Auf- und Umstellen fürs Foto.

Gery, seines Zeichens Kunstfotograf, aber in besonderen Fällen auch bereit für Anlassfotografie, war da penibel: »Locker, aber doch gesammelt! Schließlich wollen wir keine null-acht-fünfzehn-Fotos, oder? Also los, und denkt dran: Nur wer die Kamera sieht, den sieht die Kamera! Und jetzt noch mal: Cheese! Oder, noch besser: Schaut mir tief ins Auge und sprecht mir alle nach, schön langsam...: Heiiißer Sex!!! – na eben, geht doch!«

Zu einer gründlichen Aussprache blieb allerdings auch nach den Fotos keine Zeit, alle drängten zum Essen, wohin sie es nicht weit hatten. Von der Kirche aus überquerte die Gesellschaft zu Fuß den Platz zum Gasthaus, in dem der Taufschmaus stattfand. In der »Kirchtavern« wurden sie sehnlichst erwartet, die Wirtin murrte bereits. Wie üblich hatte der Pfarrer wieder einmal gründlich überzogen: »Er hört sich halt selbst gar so gern reden!«

Was Heidi und Roman so aus der Fassung gebracht hatte, war eine der Gratulantinnen gewesen, die nicht zum offiziellen Taufessen geladen war, die aber dennoch gratulieren und den neuen Erdenbürger bewundern wollte. So hatte es sich der Bürgermeister nicht nehmen lassen, das neue Gemeindeglied willkommen zu heißen, und auch seine Frau Christl konnte sich kurz aus ihrem Schmuckgeschäft losreißen. Harry, der Trafikant, schaute kurz vorbei auf seinem täglichen Sprung ins Kaffeehaus, ebenso wie Otto, der Kulturreferent, der auch von seiner Frau Dani die herzlichsten Glückwünsche überbrachte. Aber nein, danke, beim Taufessen wolle er wirklich nicht stören, dahin gehörten nur die engsten Verwandten und Freunde! Schließlich ließ er sich aber umstimmen, nach den ein, zwei, drei Gläsern Prosecco, die ihm Barbara nach dem Foto auf der Kirchenstiege aufgedrängt hatte.

Doch als letzte Gratulantin war Agnes aufgetaucht, mit einem reizend und sehr auffallend verpackten Taufgeschenk, das von ihrem ausgestreckten Arm baumelte. Agnes aus der Gemischtwarenhandlung, die allzu gern offiziell eingeladen worden wäre und sich grausam übergangen fühlte. Ihr Bruder Tobias wäre sicher eingesprungen, die paar Stunden an der Kassa waren nicht zu viel verlangt! Der tat eh nie einen Handgriff! Zu gern wäre sie nämlich dabei gewe-

sen beim Taufschmaus, weniger wegen des Täuflings und seiner Eltern, sondern hauptsächlich wegen Wolfgang, dem Buchhändler, diesem attraktiven Witwer mit der sonoren Stimme, dem alle Frauen des Ortes zu Füßen lagen. Aber es lud sie einfach niemand ein, nicht einmal jetzt, wo doch die Gelegenheit auf der Hand lag! Schon gar, wo sie mit einem eigentlich viel zu teuren Geschenk dastand! Aber dieser steife, eingebildete Prolet, dem bereits mit seinen nicht einmal dreißig Jahren die Haare ausgingen, und seine Frau, diese ungehobelte Bauerntochter, die sich wieder mal in pastellfarbenes Rüschenzeug gehüllt hatte und sich wohl unwiderstehlich vorkam, mit ihren schwarzen Locken und blauen Augen, der hellen Haut und den lackierten Lippen, die merkten rein gar nichts. Für die beiden war Höflichkeit ein Fremdwort!

Agnes war sauer, mehr noch, bitterböse war sie. Aber als kultivierter Mensch konnte sie sich schließlich beherrschen. Und so süßelte Agnes dem unruhig sich windenden Täufling ins Gesicht: »Na schau, da isser ja! Isser nicht lieb?! So ein Engerl, so was Liebes! Na, das ist natürlich die Krönung für ein verliebtes Paar! So ein entzückendes G'sichterl, was er hat, der Kleine. Wie heißt er? Kevin? Naja, diese Namen sind ja modern heutzutage. Wenn er nur nicht so unruhig wär, nicht wahr?! Nicht so gelassen wie der Herr Papa, gell, Bubi? Ihnen schauts übrigens auch nicht grad ähnlich, Ihr Pupperl, Frau Heidi. ... Aber dem Vatern schon gleich gar net, wenn i ehrlich bin...! Nein, solchane Wangerl, was der hat! Wie gemalt, sag ich. Wie gemalt!« Und Agnes lachte herzlich über ihre eigene Lustigkeit, lachte ihr stadtberühmtes, keckerndes Lachen.

Das Kind, inzwischen eingedöst, wurde von Neuem wach und verzog das Gesicht zum Weinen. Heidi war blass

geworden, biss sich auf die Lippen und schaukelte ihr Baby ein wenig zu heftig.

Aber alles Reden nützte nichts, keine Reaktion, keine Aufforderung folgte für Agnes, doch mitzukommen zum Fest. Und da vorne stand Wolfgang. Wunderschön schaute er wieder aus, in diesem Anzug, Armani oder was das war, und mit dieser Seidenkrawatte, so lässig gebunden. Man sah gleich, das war ein Mann von Bildung, ein gescheiter Mann, ein Mann wie im Bilderbuch!

Doch das Traumbild von Mann hatte sich bereits abgewandt, hatte Agnes nicht einmal bemerkt, und schritt bereits durchs Tor des Gasthauses, flankiert von seinen Töchtern, der großen Dunklen und der mittleren Dünnen mit den fleckigen Haaren. – Wo war eigentlich die jüngste, die kleine schnippische Kunststudentin? Aus dem Augenwinkel sah Agnes noch, wie er sich galant über die Hand der übertrieben kichernden und heute total in Rot gekleideten Wirtin beugte. Rot! Zu einer Taufe! Agnes schüttelte es vor Grausen. Eine solche Geschmacklosigkeit der Menschen, ungeheuerlich! Eigentlich konnte sie froh sein, dass sie nicht dabei war. Sie hätte sich nichts als ärgern müssen!

»Naja... dann werd ich wieder...! Man hat ja dauernd was zu tun als Geschäftsfrau. Und Sie, Frau Heidi, Sie sind ja jetzt in Karenz, net wahr? Na, genießen Sie Ihre Freizeit! Eine schöne Feier wünsch ich Ihnen allen! Ein wunder-, wunderschönes Fest...!«

Du böse Fee, verschwind endlich!, dachte Heidi. Gut, dass wir dich nicht eingeladen haben. Romans Ruhe war einer versteinerten Miene gewichen.

»Gehen wir endlich?« Er drückte Heidis Arm ein wenig zu fest, fand sie. Der Stachel saß also. Agnes' Boshaftigkeit und Klatschsucht waren berüchtigt.

Auch Roman hätte Agnes nicht an der Tafel sitzen haben wollen, aber der Appetit war ihm auch so gründlich vergangen. Was weiß Agnes denn, was er nicht weiß? Was wird gesprochen im Ort, was reden die Leute? Es konnte nur eine Anspielung sein auf die Zeit, bevor er Heidi kennenlernte. Sie war dem Maler Modell gesessen, und es hatte Gerüchte gegeben, die ihm egal waren damals, um den Maler gab es schließlich immer Gerüchte. Aber er hatte Heidi vollkommen vertraut, er hatte ihr geglaubt, als sie ihm versichert hatte, dass es nie auch nur irgendwas zwischen ihr und Emil Bröge gegeben hätte. Und in so einem Kaff war eine schöne Frau natürlich oft und gern Gegenstand von Mutmaßungen und Verdächtigungen.

Er betrachtete kurz das Gesicht seines jetzt friedlich schlafenden Kindes. Wirklich ein Engel! Er fand, dass es ihm sehr wohl ähnlich sah. Aber vielleicht schaute man in ein Kindergesicht hinein, was man sehen wollte? Nein, Unsinn, und schlimm, auch nur ansatzweise so zu denken. Eigentlich eine Frechheit von dieser Agnes. Was glaubte die eigentlich?! An so einem Tag!

Roman drehte das grellrosa Päckchen, verziert mit Federn und Flitter, in seinen Händen, als würde es brennen.

3. Im Atelier

Emil bereitet seine Malutensilien vor, während Ami sich hinter dem chinesischen Wandschirm, den er vor Jahren günstig auf einem Fetzenmarkt erstanden hat, auszieht. Das Pergament auf dem Schirm ist bräunlich und an vielen Stellen zerrissen, der Paravent ist mehr psychologische Grenze als wirklicher Sichtschutz. Ami hüllt sich in den weiten

orientalischen Morgenmantel – ebenfalls vom Flohmarkt, aber Amis Lieblingsstück und eigentlicher Grund fürs Modellsitzen. Sie würde ihn am liebsten mit heim nehmen. In diesem Mantel fühlt sie sich geborgen und geschützt wie ein Kind, gleichzeitig verzaubert und wie in einer anderen Welt. Emils Spötteleien über ihre »Gschamigkeit« lässt sie gelassen über sich ergehen, sie findet es einfach spannend, Modell zu sein, deshalb hat sie schließlich eingewilligt, und sie will in diesem Mantel gemalt werden. Sie hat auch darauf bestanden, nur so viel zu zeigen, wie sie selbst bereit war, zu zeigen – und das war herzlich wenig. Zwar war sie nackt unter dem Mantel, aber auf dem Gemälde, das Emil nun schon sehr weit gebracht hatte in den vielen Sitzungen, sah man kaum mehr als ein wenig Brustansatz und ahnte gerade noch eine recht zarte, fast kindliche Brust, ein kleines Stück weißer Schenkel, die sich aus dem Mantel wie zufällig lösten. Sogar das Haar ist unter einem Tuch verborgen, eine Art Turban sollte die seltsame Kopfbedeckung darstellen, auf der sie beharrte. Emil hatte ihr schließlich freie Hand gelassen in der Art ihrer Selbstdarstellung, und inzwischen fand er sogar Gefallen an diesem Gemälde, das hauptsächlich aus einem nachtblauen, weiten Mantel bestand, der eher ins vorige Jahrhundert zu gehören schien, ebenso wie dieses Kind mit den großen Augen und der spitzen, kleinen Nase, das er umhüllte.

Ami war ein Kind und benahm sich wie eines, und zwar ein sehr trotziges und verwöhntes. Sie war ihrer Mutter ähnlicher, als sie wusste, je älter, desto mehr. Beim Tod von Traudl Hütter war sie gerade zwei Jahre alt gewesen. Gewohnt, vom Vater auf Händen getragen und von ihren zwei älteren Schwestern bemuttert zu werden, ging sie also – ohne dass ihr irgendjemand Widerstand leistete – allein ihrer

Nase und dem keck in die Luft gereckten Kinn nach. Ami wusste, was sie wollte, und Ami tat, was sie wollte. Sie war begabt, künstlerisch begabt, das war ihr klar, aber sie wusste nicht recht, was anfangen mit diesem Talent. Eigentlich hätte die Situation gut umgekehrt sein können, dachte sie: Sie selbst hinter der Staffelei mit dem Pinsel in der Hand, dem prüfenden Blick und dem scheckigen, dreckigen Malerkittel, und Emil vor ihr splitternackt auf dem Diwan, auf dem sie sich in der gewohnten Pose zurechtsetzte – Emil ganz ohne Mantel, ganz ohne Schutz!

Sie lacht.

»Woran denkst du?«

»Ach, ich hab mir grad vorgestellt, was sie jetzt für Gesichter machen, weil sie mich nicht finden. Das heilige Taufgelage – und Ami ist nicht dabei, Himmel! Aber was soll ich da?! Sie fressen sich voll, saufen sich an, reißen blöde Witze – mir wird schlecht, wenn ich nur dran denke!« Sie nimmt einen Schluck Wein.

»Bleib ruhig!«

»Jaja, ich geb schon Ruh! Mein Gott, ist das fad! Bei dir darf ich mich genauso wenig rühren wie bei denen! In der Kirche haben sie alle dreingeschaut, als wär ich der Teufel, nur weil mein Handy geläutet hat. Aber mir ist das wurscht, die Kontakte zu den Menschen sind mir wichtiger als der Draht zu Gott. Den sie angeblich haben, zumindest tun sie so. Blödsinn! Schau sie dir doch an! Keiner von denen hat nur den geringsten Schimmer von Glauben. Die glauben an gar nichts. An Essen und Saufen und Ficken glauben sie.«

Sie lacht wieder und trinkt ihr Glas in einem Zug aus.

Emil legt seufzend den Pinsel beiseite. »Also heute wird es wohl nichts mehr, so wie du drauf bist!«

Er geht in die Küche und kommt mit einer neuen Flasche und einem Teller voll **Mehlspeise**² zurück.

»Wow, super! Ich wollt zwar eigentlich nichts essen, schon gar nicht mit denen bei der Taufe, aber jetzt hab ich so viel ans Essen gedacht, dass ich richtig Hunger gekriegt hab. Was ist das? Schaut ja total geil aus!«

»Keine Ahnung. Hat Regina gemacht. Heute Abend kommen ein paar Freunde, aber tut nichts zur Sache, du kannst dir gern davon nehmen, ist genug da!«

Er schenkt Ami nach und holt sich selbst eines der schmierigen Gläser, die neben der Staffelei auf dem mit Farben, Pinseln und Schabern vollgeräumten Tisch wohl schon eine geraume Zeit vor sich hin gammeln.

»Regina ist übrigens in der Arbeit, hab ich dir das erzählt...?«

»Wirklich?! Hat sie endlich was gefunden? Aber keine Friseurstelle, oder?«

»Nein, irgendwas mit Kundenberatung für so 'ne Kosmetikfirma. Sobald sie ihren eigenen Kundenstock aufgebaut hat und größere Provisionen erwirtschaftet, wird sie ein Dienstauto kriegen!«

»Na, das schau ich mir an! Aber immerhin. Wenn sie einen Job hat, gehts ihr sicher besser. Sie war schon ziemlich bedient in letzter Zeit, entschuldige! Also gut ausgeschaut hat sie nicht, als ich sie das letzte Mal getroffen hab. Rauchen tut sie auch zu viel, das ist schlecht für die Haut!«

»Du musst bedenken, sie ist nicht mehr zwanzig. Und da guckt man eben auch nicht mehr so knackig aus der Wäsche wie diese jungen Dinger, die hier in meinem kostbaren

2 »Reginas Mehlspeise«: »Sarah-Bernhardt-Törtchen«. Internet-Rezept Kleine Zeitung (auch Dagobert-Rezept). In: Kleine Zeitung, 10.10.1996, S. 20.

antiken Mantel ihren jungfräulichen Schweiß hinterlassen, diese unsägliche Mischung von Maiglöckchen und Vanille... ach, Ami, wär das nicht doch was mit uns beiden?»

Ami lacht brüllend los. »Ja, das glaub ich, dass dir das taugen tüt, du alter Lüstling! Keine Chance. Modellsitzen o.k., da hat man doch die Chance, für die Ewigkeit festgehalten zu werden, wenn das Bild gut ist und der Maler eines Tages berühmt – womit ich rechne, verstanden? Du hast doch eine gewisse Verpflichtung gegenüber deinen Modellen, die dir so viel ihrer kostbaren, »jungfräulichen« Lebenszeit zur Verfügung stellen, gratis und franko!«

»Na, du hast leicht lachen!«, tut Emil beleidigt. »Aber du wirst schon sehen! Eines Tages wirst du's bereuen. Du wirst in meinen Biografien nur als Modell vorkommen, ganz kurz, aber andere, die können Geschichten erzählen, sich auf ihre Rolle als Muse berufen, die werden in meinem Fahrwasser zu Ruhm und Ehren kommen! Gott sei Dank sind nicht alle solche Kostverächterinnen wie du! Da gibt es einige, die davon berichten können, was Emil Bröge für ein wilder Hund ist, und zwar nicht nur an der Staffelei...!«

»Ach, das interessiert mich nicht, was du für Geschichten laufen hast in dem Kaff da! Ich will weg von hier, das ist alles, was mich interessiert. Ich will Karriere machen und nie mehr hierher zurück, nie mehr, hast du gehört? Ich kann sowieso nicht verstehen, was dich da hält. Warum nicht in die Großstadt, warum nicht nach Wien?«

»Was soll in Wien besser sein? Im Großen ist's genauso wie im Kleinen. Ich bescheide mich eben mit meinem kleinen Atelier, und in der Provinz bin ich Kaiser. In der Großstadt bin ich einer von Hunderten Bettelkünstlern, die am Tropf des Staates hängen. Hier verkauf ich im Jahr

zwei Bilder und mach alle fünf Jahre eine Ausstellung in der Raiffeisenkassa, davon kann ich leben – solange Regina halt was dazuverdient. Mir gehts gut, ich hab, was ich brauch, ich kann mir Farben kaufen und malen, wann und wie ich will. Ich brauche keinen Markt, ich brauche keine Kunstkritik, ich pfeif darauf, ich scheiß darauf, ich...!«

»Jaja, das kenn ich, Tony redet auch nicht anders. Aber es wird euch wohl nichts nützen. Wenn ihr wirkliche Künstler sein wollt, dann müsst ihr bekannt werden, und das geht nicht ohne Öffentlichkeit und ohne Publikum. Ihr könnt nicht immer nur den bunten Hund markieren und euch gebärden wie in den 68ern, das ist ja peinlich! Rebellentum gut und schön, aber wenn man mal die vierzig überschritten hat – oder wie alt bist du jetzt...?«

»Wenn du so redest, kannst du gleich verschwinden. Da ist endlich einmal Regina nicht da und nervt mit ihren Forderungen, was ich alles tun soll, um mich besser zu verkaufen, und dann muss ich mir den gleichen moralisierenden Schwachsinn von dir anhören! Ich bin mein eigenes Gesetz und stelle meine eigene Moral auf. Und wenn ich will, steig ich dich jetzt an, ob es dir gefällt oder nicht! So bin ich nun einmal, ich kann nicht anders. Ein Triebmensch. Ein Genussmensch. Ohne Rücksicht auf Verluste!«

»O.k., du Triebmensch. Gib mir noch was zu trinken. Diese Törtchen sind übrigens unwahrscheinlich gut! Regina *muss* mir das Rezept geben!«

»Ich werde mich hüten, Regina überhaupt zu erzählen, dass du da warst. Den Zirkus, den sie gemacht hat, als sie entdeckt hat, dass die Heidi bei mir zum Modellsitzen war, will ich nicht noch einmal erleben!«

»Heidi? Die das Kind hat? Wo ich heut bei der Taufe...?! Die war bei dir Modell?«

»Ja sicher. Du würdest schauen, wenn du wüsstest, wer alles schon auf diesem Sofa da gesessen, gelegen, ge... hat!«

»Aber das Kind ist vom Roman, oder?!«

»Was weiß ich! Große Künstler haben immer ihre Kinder in der Gegend verstreut und sich wenig gekümmert um die Folgen ihrer Lust...«

»Geh, du spinnst doch. Mit der Heidi hast du nie und nimmer gepempert!«

»Wer weiß...?! Männer sind nun mal so. Künstler überhaupt! Glaubst du, dein Tony ist anders? Den hab ich doch erst kürzlich gesehen, wo war das, ah ja, in der Bar, mit einem dieser jungen Mädels, die ihm immer auflauern. Diese fesche, irrsinnig Dünne, die aussieht wie heroinsüchtig, mit diesen geschminkten Augen, ein bisschen japanisch, ganz kurze Röcke trägt sie immer...«

»Die Berenike?! Nie und nimmer! Das tät mir der Tony nicht an! Der Tony hätte natürlich jeden Aufriss, wenn er wollte, aber er will nicht! Weil er *mich* will!«

»Bist du sicher...?«

»Ach, das ist mir doch zu blöd. Deinen sauren Wein kannst selber trinken, und nach dem Rezept frag ich die Regina unter Garantie, gleich morgen ruf ich sie an! Und die Sitzungen mit mir darfst stanzen! Mein Bild kannst behalten und teuer verkaufen, eines Tages, wenn du vollkommen senil bist, oder noch besser, nach deinem hoffentlich baldigen Tod kann es die Regina verkaufen, als »unvollendete Skizze!«

Ami ist bereits hinter den Wandschirm verschwunden, hat den Mantel abgeworfen, ist in Windeseile in ihr Kostüm geschlüpft und verlässt türknallend die Wohnung.

Emil steht vor der Staffelage, betrachtet das Bild, nimmt noch einen Schluck und geht an die Arbeit.

4. Im Gasthaus

Das Tauffest war ein voller Erfolg. Der Tischschmuck – alles in duftigem Weiß, Blumen, Kerzen und Gestecke, zarte Glasplättchen und silberne Perlen zwischen den Gedecken verstreut, eine dem Anlass entsprechend verzierte **Menükarte**³ – hatte große Bewunderung bei den Damen hervorgerufen. »Ah!« und »Oh!« ging es ständig, und Johanna notierte sich auf der Stelle ein paar Ideen, die sie, in abgewandelter Form natürlich, bei einer ihrer nächsten Einladungen verwenden würde, denn sie war eine begeisterte Gastgeberin und immer auf der Suche nach raffiniertem Dekor und interessantem Design, mit dem sie ihre verwöhnten Gäste überraschen könnte.

Die Wirtin der »Kirchtavern«, gelernte Schaufensterdekorateurin, eingeheiratet in einen traditionellen Wirtshaushalt, war durch ihre Fähigkeit, nach außen etwas »darzustellen«, die perfekte Ergänzung zu ihrem Ehegespons, einem Mann mit drei Hauben.

Gute steirische Hausmannskost wurde deshalb serviert in der »Kirchtavern« – aber auch Alternativ-Zeitgeistiges. Traditionell für den, der das wollte, originell-innovativ für den »jungen Gourmet«, und alles in erster Linie dem verfeinerten kultiviert-kulinarischen Geschmack einer »Genuss-

3 »Verzierte Menükarte«: 1) Kohlrabischaumsuppe »Lenzleber« mit Hühnerleberknöckeln, 2) Rotweinrisotto »Italiano« mit Pilzen, Radichio und knusprigem Prosciutto (www.frischgekoocht.at), 3) Frühlingssalat »Blütenraum« mit Eierschwammerl und frischen Kräutern, (© 2008 Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München), 4) Mousse au Chocolat mit Aperol-Orange.

Region« der Zukunft angepasst. Und so hatte sich das Lokal rasch zu einem trendigen Ausflugsrestaurant auch für die Gäste aus der benachbarten Landeshauptstadt entwickelt. Landhausküche war in, vor allem, wenn sie verbunden war mit sportlicher Aktivität, einem Radausflug, Golf, Joggen, Nordic Walking oder, im Winter, Langlauf. Und die »Cross-over«-Küche im Stil der Wirtin war so originell, dass sie schon in verschiedensten Gastro-Zeitschriften besprochen worden war, leider aber immer noch – Wermutstropfen für die ansonsten permanent optimistisch-fröhliche Wirtin – auf den dritten Stern im Michelin wartete. Wirtin Johanna, überaus geschickt in PR-Arbeit und Eigenvermarktung, war vor allem bekannt dafür, dass sie immer in einer einzigen Farbe gekleidet war.

Heute trägt sie – wie von Agnes bereits beanstandet – Rot. Alles, Kleid, Strümpfe, Schuhe, Schmuck und Haarspangen, leuchtet weithin in starkem Zinnober.

Das Gelage hat seinen Höhepunkt bereits überschritten, man ist bei Torte und Dessert angelangt. Die ersten Gäste haben sich verabschiedet, die Musik wird lauter und lustiger, einige tanzen. Die Damen reichen einander den Täufling weiter, der endlich die meiste Zeit, trotz Lärm, Hammondorgel und Gesang, fest schläft und von allen übereinstimmend als »unglaublich braves Kind« gelobt wird. Die Jüngeren verziehen sich an die Bar, zu einem Schnaps oder Kaffee oder um zu rauchen.

Dort sitzt seit geraumer Weile Tony und beobachtet verächtlich das Treiben. Besonders die Musik tut ihm in der Seele weh. Wenn man das denn überhaupt als »Musik« bezeichnen kann! Verächtlich pafft er Rauchringe vor sich hin, unruhig, weil Ami noch immer nicht aufgetaucht ist. Ein Tusch, ein Trinkspruch – dieser Chris ist einfach nicht

fähig, einen Trommelwirbel auch nur ansatzweise hinzubekommen! Warum konnten sie nicht eine ordentliche Band engagieren, *seine* Band zum Beispiel? Es stimmt doch nicht, dass sie ausschließlich anspruchsvollen Jazz spielen, sie beherrschen auch ein gängiges Repertoire – freilich mit Anspruch! Warum hat Ami das Heidi gegenüber nie erwähnt? Oder ist Roman, dieser ignorante Trottel, für das billige Bauernarrangement verantwortlich? Wahrscheinlich.

Seufzend nimmt er noch einen Schluck. Ob er was zu Heidi sagen soll, die gerade mit ihrem Baby, dem es inzwischen doch zu reichen schien, aufbricht? Vielleicht später. Jetzt ist wohl nicht der richtige Moment dafür. Die Gesellschaft löst sich allmählich auf, einzelne Grüppchen bleiben, es ist später Abend, nicht wenige sind ziemlich betrunken, sie würden wohl hängenbleiben bis spät in die Nacht hinein.

Die am Stammtisch zum Beispiel, die mit ziemlicher Lautstärke Agnes' Verdacht besprechen. Denn das machte natürlich gleich die Runde, Heidi und der Maler!

»Unmöglich!«, meinen die einen. »Warum nicht?«, die anderen. Stille Wasser sind tief. Auch die Heidi war schließlich nur ein Weibsbild, oder? Und schau sie dir an, mit dem Kind wird sie nicht besonders gut fertig! Dauernd gestresst, die Frau, viel zu nervös – das könnte auch schlechtes Gewissen sein! Und habt ihr nicht gesehen: Das Kind schaut seinem Vater wirklich nicht ähnlich, oder?!

Jacky legt Tony den Arm um die Schulter. Lässig die Zigarette im Mundwinkel, gerade halten kann er sich nicht mehr, lehnt er sich schwer gegen ihn: »Was sagst, Tony, du als Fachmann? Ist das geehrte Taufkind ein Bankert vom

Maler, dem Falotten, oder hat's doch eher mein Bruder, der glatzerte Ehrgeizling, produziert?!«

»Ach, das ist mir doch wurscht!«

»Na, du bist aber wieder drauf! Lasst dich die Ami nicht ran, oder?!«

»Halt die Gosch'n! Was geht dich das an?!«

»Hoppla! So kommst du mir nicht, mein Freund! Einem Jacky Thaler kommst du so nicht...«

Jackys Freunde nähern sich. Die Musik ist für heute fertig, also haben auch Tob und Chris endlich frei. Und so eine kleine Rauferei zum Abschluss, finden sie, würde endlich wieder Leben in die müde Partie bringen. Käme ihnen gar nicht ungelegen. Denn aus den verschiedensten Gründen hat jeder Einzelne von ihnen, Tobias, Chris, ja sogar Ludwig, eine Stinkwut:

Tobias steht schon lange auf Regina, die von ihrem Lebensgefährten, dem Maler, dauernd betrogen wird. Wie sie das aushält und warum sie nicht stattdessen zu ihm kommt, ist ihm ein Rätsel. Und jetzt hat der Typ auch noch der Heidi ein Kind angehängt! Schwein!

Und Ludwig steht schon da, mit dem Bierkrug in der Hand, und wartet auf den Startschuss. Es juckt ihn in seinen großen Fäusten, er knetet den Henkel, dass die Knöchel weiß hervortreten unter der roten narbigen Haut – als Kind hat er sich einmal schwer verbrannt. Ludwigs Ehre ist angegriffen. Wenn seine Schwester wirklich was mit dem Maler gehabt hat, wenn sein neugeborener Neffe Kevin nicht der Sohn von Roman ist, dann, dann...!

Chris wiederum kann diesen arroganten Tony, dieses präpotente Arschloch mit seiner Schicki-Micki-Freundin, auf den Tod nicht ausstehen! Chris ist Schlagzeuger, und was für einer! Aber jedes Mal, wenn er nach einem Solo

hinübergeschaut hat zu Tony, hat er sehen müssen, wie der die Nase gerümpft hat. Schon klar, er, Chris, hat nicht studiert auf der Jazzakademie, aber er ist ein Naturtalent, das sagen viele! Chris möchte Tony – von Musiker zu Musiker – nur allzu gern die Meinung sagen!

»Ach was«, Tony schüttelt Jackys Arm ab. »Wer redet denn solchen Scheiß? Die Agnes?! Ja und?! Diese Skandalnudel, die Tratschtante des Ortes?! Eine unbefriedigte Furie ist das, eine frigide Fregatte, eine...«, er sucht nach weiteren Vergleichen, Tob muss unwillkürlich kichern.

Benjamin, der die Entwicklung aus dem Hintergrund mit wachsender Besorgnis beobachtet hat, kennt er doch Jackys Neigung, Streit anzufangen, wenn er zu viel geladen hat, kommt dazu und mischt sich ein – nicht, ohne rot zu werden.

»Tony hat recht. Wir wissen gar nichts. Wir haben nur eine Behauptung gehört, eine Anschuldigung, die eigentlich eine Gemeinheit ist, eine bloße Anpatzerei. Aber als Erstes gilt noch immer die Unschuldsvermutung. Im Zweifel für den Angeklagten, oder? Hat einer von euch jemals Heidi und den Maler zusammen erlebt? Was wissen wir denn wirklich?«

Oho! Da mischt sich also noch jemand ein! Sie spötteln über Bennis Worte und vor allem über sein Rotwerden – nicht zu viel, immerhin ist er der Bruder ihres Anführers Jacky, aber ein bisschen Dampf ablassen muss sein. Trotzdem wirken Bennis Worte, irgendwie. Stimmt ja. Niemand weiß Genaues.

Aber man wird sich erkundigen! Man wird schon dahinterkommen, was stimmt von den Gerüchten und wer da Dreck am Stecken hat! Irgendwas ist dran an dem, was die Leute reden, wer kommt sonst auf so eine Idee?

Als Chris und Tob mit dem Zusammenpacken der Kabel und Instrumente fertig sind, greifen Jacky und Ludwig mit an und beschließen, noch eine kleine Safttour anzuhängen. Denn eigentlich war's bis jetzt urfad, und vom Alkoholpegel her ist es auch schon egal, oder? Fett sind sie alle, Chris noch am wenigsten, also soll er fahren. Eine Aktion braucht es jedenfalls, keiner will nach Haus.

»Wir könnten den Maler überfallen«, schlägt Tob vor. Der Gedanke gefällt ihnen. Gesagt, getan, sie fahren zum Atelier und schauen zu den beleuchteten Fenstern hinauf.

Gerade kommt Regina nach Hause und nestelt an ihren Schlüsseln, sieht die vier im Auto sitzen. »He, was macht ihr da, um die Zeit?«

Tob sieht seine große Chance: »Fahr mit! Wir machen a Gaudi, wir haben sicher eine Urhetz! Was willst mit deinem Künstler, der eh nix anders tut, als die ganze Zeit seine Modelle anpempfern...?!«

»Sogar die Heidi...«, wirft Jacky ein.

»Also, du spinnst ja! Überhaupt, seid's ihr von allen guten Geistern verlassen, so besoffen noch fahren...?«

Andrerseits bestärkt der locker hingegesagte Verdacht etwas in ihr, das sie schon lange spürt. Dass Emil nicht der Treueste ist, hat sie immer gewusst. Aber mit der Heidi, wie der Jacky da behauptet?! Nein, das gefällt ihr ganz und gar nicht. Und das stimmt auch nicht. Oder? Heidi mag sie doch. Heidi ist ihre beste Freundin! Das kann nicht sein, das stimmt sicher nicht...

»Weißt was, rutsch rüber. Ich fahr mit. Aber ich bleib nicht lang. Eine halbe Stunde maximal. Dann ruf ich mir ein Taxi. Aber jetzt erzählt's, wer was gesagt hat. Der dort soll warten!« Sie deutet aufs beleuchtete Fenster.

Egal, denkt sie bei sich. Vollkommen egal, ob sie eine Stunde später oder früher heimkommt. Emil wird es nicht einmal bemerken. Er wird malen und malen, die ganze Nacht durch, in einem Alkoholnebel wahrscheinlich. Und den nächsten Tag wird er vollkommen verschlafen.

Sie fahren also mit Jackys altem Kübel, einem Mitsubishi Colt, von ihm persönlich mit einem »supergeilen« Flammenmuster bemalt und von Chris gelenkt, in die Buschenschank, wo sie den »angefangenen Abend« gegen vier Uhr morgens beenden.

Auf dem Rückweg ist es schon leicht dämmerig, grau wird der Himmel über dem Wald. Regina singt leise vor sich hin, Tob träumt süß, an ihre Schulter gelehnt, Ludwig, rechts von ihr, starrt in die Dunkelheit, Jacky erklärt dem fahrenden Chris heftig gestikulierend und ziemlich lallend, wie aus der Band echt was zu machen wäre. Wie sie endlich Geld scheffeln könnten, wenn sie es nur geschickt anstellten! Er hätte da so seine Verbindungen. Wenn er selbst zum Beispiel den Manager machte, könnten sie sofort berühmt werden und müssten nicht immer nur bei Hochzeiten und Taufen spielen, sondern würden ordentliche Auftritte haben, in der Obsthalle zum Beispiel, und dann bei Zeltfesten und Sommerfesten, und schließlich im Stadtsaal...!

Chris nickt. Gar nicht so blöd, die Idee. Sein Job bei der Wirtin-Tante ödet ihn sowieso an. Hm. In Gedanken versunken reagiert er zu spät.

»Pass auf, Alter!«

Ein Knall, der alle auffahren lässt. Vor ihnen auf der Straße liegt ein Reh.

»Verdammt! Das haben wir gebraucht! Und jetzt?!«

»Wir müssen die Polizei rufen, einen Förster. Das muss man melden, wenn man ein Reh überfährt!«

»Spinnst du?! Wir sind alle total blau, da bin ich meinen Führerschein gleich los!«

Jacky zündet sich eine an. »Bleibt ruhig. Reißt euch zusammen! Los jetzt, ab in den Straßengraben mit dem Vieh! Na was ist, stehts nicht lang herum, sonst kommt noch jemand!«

Sie ziehen mit vereinten Kräften das Reh in den Graben, wo sie es liegen lassen. Sie steigen ein, sehr still jetzt, und fahren zurück.

»Kein Wort davon zu irgendjemand, o.k.?«

»Mann! Eh klar...«

5. Ein Ehestreit

Luis sitzt am Esstisch in der kleinen Küche der Gemeindeführung und isst Russen. Die eingelegten Heringe schmecken ihm am besten direkt aus dem Glas. Er greift mit den Fingern hinein und holt die gerollten Filets am Hölzchen, mit dem sie fixiert sind, heraus. Saurer Hering mit viel Zwiebel zum Bier, dazu ein dicker Kanten Schwarzbrot, so mag er es! Edda hingegen mag weder die Art, wie ihr Mann Fisch isst, noch, dass er sich ausgerechnet heute am Esstisch ausbreitet. Schließlich hat sie sich ein enormes Arbeitspensum vorgenommen. Am Samstag findet der große Basar der Frauengruppe für die Behinderten statt, und sie hat ihren Damen versprochen, mindestens **zwei, eher drei Sorten Keks**⁴ dafür zu backen. Was sie aber absolut nicht aushält: Er wirft dem

4 »... zwei, eher drei Sorten Keks«: 1) »Spagatkräpfen«, Siegersdorfer Mehlspeishimmel. Gemeinde Siegersdorf bei Herberstein 2006, S. 156. 2) »Kokosstangerl«, Farina-Werbung auf der Packung, Erste Wiener Walzmühle Vonwiller GmbH. 3) »Mostkekserl«, Farina-Werbung auf der Packung, Erste Wiener Walzmühle Vonwiller GmbH.

Kater die ausgelösten Gräten samt Schwanz hinunter auf den Boden, den sie gerade heute Morgen erst feucht gewischt hat!

»Also Himmelherrgott, jetzt reicht! Stinkt eh schon alles nach Fisch! Und ausgerechnet jetzt, wenn ich backen will, musst' das grausliche Zeug aus dem Kühlschrank holen. Aber dassd' dann auch noch der Katz was hinschmeißt, das geht zu weit! Auf *meinen* sauberen Boden! Das pickt sich doch alles fest, da stinkt ja alles! – Denken nicht für fünf Kreuzer, so ein Mann! Und wer macht die Schweinerei wieder sauber? Wer?!«

»Jaja«, brummelt Luis. »Immer alles für deine Frauen! Und für die Behinderten! Für die anderen Leut hast immer Zeit. Und Geld anscheinend auch! Dauernd ein Basar oder eine Wohltätigkeitsveranstaltung, für die du was backen musst und was basteln! Die Zutaten sind ja auch nicht umsonst!«

»Willst du behaupten, dass wir uns das nicht leisten können?! Für die Behinderten was tun, für die Armen, das ist für jeden möglich, der einen guten Willen hat! Und wenn ich kein Geld geben kann, dann gebe ich halt meine Arbeit! Ich back eh keine teuren Keks. Das bisschen Mehl und Zucker, die paar Eier, das wirst wohl verschmerzen können! Außerdem, tu nicht, als ob du das alles zahlst! Wenn ich nicht dazuverdienen mit dem Gemeinderat, täten wir schön ausschauen, bei deiner kleinen Pension! – Und jetzt geh weg da vom Tisch! Ich brauch den Platz für meine Backerei!«

Umständlich und unter Protest räumt Luis seinen Platz am Küchentisch in der sowieso nicht besonders großen Küche: »Aber trotzdem! Ist ja wahr! Für die anderen hast immer Zeit. Dauernd Sitzungen, dauernd zu denen rennen! Statt dass du bei deiner Familie bleibst. Aber so warst du ja

schon immer. Dauern unterwegs. Wenn du mehr daheimgeblieben wärest bei den Buben, wie sie klein waren, hättest was Besseres aus ihnen werden können! Keine Zeit für Erziehung. Aber für Keksbakken und Wohltätigkeit wohl...!»

»Willst du behaupten, dass aus meinen Buben nichts geworden ist!? Die sind alle was geworden! Gut, der Jacky hat sich noch nicht recht entschieden, aber er ist auch noch nicht so alt mit seinen fünfundzwanzig! Und der Benni, was willst, der ist doch noch ein Kind. Aber der Roman! Grad haben wir sein erstes Kind getauft, die Heidi ist eine ganz Liebe, und aus dem Roman wird noch einmal was Großes, eine Persönlichkeit! Wenn der sich erst einmal selbstständig macht und seine eigene Kanzlei hat! In Geld werden die schwimmen, sag ich dir! Wer hat denn immer drauf bestanden, dass er in die Kanzlei soll und nicht zur Bahn, wie du unbedingt wolltest, na wer?!«

»Also, jetzt tu nicht so, als wär das alles auf deinem Mist gewachsen! Ich frag mich wirklich, wo du deine Augen hast? Der Jakob ist nichts und wird auch nie was werden, der ist ein Nichtsnutz. Bei dem muss man noch aufpassen, dass er nicht auf die schiefe Bahn kommt! Und dass der Roman schon immer gewusst hat, was er will, dafür kannst du nichts. Der hat halt einen starken Willen. Schon im Sandkasten hat er gewusst, wie er die anderen Kinder austrickst. Ein schlauer Bursche, der Roman. Hat er von mir. Nur bei der Frau hat er sich vergriffen, genau wie ich! Die Dorfschönheit, gut, aber was hat die für eine Vorgeschichte! Und der Benni, dein Hätschelkind, ist verzogen, ein totaler Schwächling, ein Scheißkerl. So schau ihn doch an!«

Benni kommt aus dem Zimmer, das er noch immer mit Jacky teilt. Allerdings benützt dieser das Zimmer fast nur

noch zum Schlafen, und das auch immer seltener. Momentan jedenfalls ist er da und verfolgt interessiert, eine Dose Bier in der Hand, auf der Wohnzimmercouch liegend das Fernsehprogramm.

»Also jetzt halt einmal die Luft an! Was soll die Heidi für eine ›Vorgeschichte‹ haben, ha?! Redest auch schon wie die Leut?! Das ist ja alles derstunken und derlogen, was die daherreden! Ich kenn doch die Heidi, von Kind auf kenn ich die. Die ist eine ganz Brave, eine Tüchtige, und fesch ist sie auch! Der Roman kann froh sein, dass er sie erwischt hat!«

Und Edda holt weiter aus. Heidis Familie sei absolut in Ordnung. Ihre Schwester Asta habe sich als Pfarrersköchin beworben, und wie sie aus dem Pfarrgemeinderat, dem sie ebenfalls angehört, erfahren hat, wird dieser Bewerbung auch stattgegeben. Tüchtig ist die Asta, gescheit, eine patente Person! Sie kann gut kochen und führt den bäuerlichen Haushalt praktisch allein, weil Penelope dazu leider unfähig ist. »Aber manche Menschen sind eben nicht fürs Bauerntum geeignet. War ein Fehler, dass sie den Franzl geheiratet hat, die Penelope. Sie hättest ihre Ausbildung zur Krankenschwester am Landeskrankenhaus fertig machen sollen. Was, Ärztin hätte sie werden können, mit der geeigneten Unterstützung, oder gar Psychologin... Aber damals hat man eben gleich geheiratet, wenn man schwanger geworden ist. Und Geld haben die Eltern halt auch keins gehabt...«

Und der Ludwig, der einzige Sohn und jüngstes der drei Geschwister, sei halt leider eher nach ihr geraten und nicht nach dem Vater, der wird deshalb wohl auch nie ein richtiger Bauer werden, grüblerisch, wie der sei. Oder auch ein bisschen zu bequem, um nicht zu sagen *faul*. Zwei linke Hände hätte er, meint Edda abschließend. Aber seien nicht

die meisten Männer so?! Im Grunde seines Herzens sei er doch ein guter Mensch, der Ludwig, beendet sie ihr Plädoyer. Nur für den Hof wär er halt nix.

»Der Asta hätten sie den Hof übergeben sollen! Die hätt das gut gemacht! Aber nein, es muss ja ein Mann den Hof kriegen, ob er's packt oder nicht. Und jetzt geht alles zum Teufel...«

Edda seufzt und denkt zurück an den Tod von Franz Joseph Gutmann vor mehreren Jahren. Manche im Dorf hatten sogar Penelope verdächtigt, etwas »nachgeholfen« zu haben. Ja, wie denn? Sicher, er war arg betrunken, als er vom Baum erschlagen worden ist, sonst hätt er vielleicht rechtzeitig ausweichen können. Und es ist wohl auch die Pflicht eines Eheweibs, dass es drauf schaut, dass der Mann nicht zu viel süffelt, oder? Aber die Leute waren gemein! Was soll eine Frau schon ausrichten gegen so einen sturen Kasten von Mann, der sich einbildet, er verträgt mit Leichtigkeit ein paar Schnaps, im Sommer, zu Mittag! Und jetzt sauft die Penelope...

Edda versteht sich gut mit der Mutter ihrer Schwieger-tochter und hegt insgeheim die Hoffnung, sie eines Tages vom Alkohol wegzubekommen.

Luis sitzt schon lang neben seinem Sohn vor dem Fernseher, während seine Frau in der Küche draußen beim Backen weiter vor sich hin schwafelt. Wenn Edda einmal in Fahrt ist, findet sie kein Ende.

»Luis, hörst du mir überhaupt zu?!«

»Aber sicher.« Er nimmt einen Schluck Bier.

»Kann ich auch mal?« Jacky bedient sich aus der Dose seines Vaters.

»Hol dir gefälligst selbst eine! Sauft mir da alles weg!«

Jacky lacht.

Benni drückt sich vorsichtig an der Küchentür vorbei, er möchte unauffällig verschwinden. Dicke Luft. Schon als kleines Kind ist er, sobald es laut geworden ist bei den Gutmanns, nach draußen verschwunden, hinunter in den Hof oder in die Stadt.

»Wohin geht denn der Herr...?!«

Luis ist nicht gewillt, Benni einfach so davonkommen zu lassen.

»Jetzt red, wenn ich dich was frag! Und überhaupt: Was stellst dir vor?! Was soll aus dir werden? Glaubst, du kannst ewig in die Schul' gehen? Und wer tragt die Kosten? Was willst überhaupt mit dem Mittelschulabschluss? Glaubst, irgendjemand nimmt dich, so ganz ohne Berufserfahrung, frisch von der Schul'...?«

»Können wir das ein anderes Mal... ich bin verabredet...«, murmelt Benni.

»Was heißt da »verabredet! Mit wem »verabredet?! Mit einer Frau?! Nix da. Hier bleibst, wenn dein Vater mit dir über deine Zukunft reden will!«

Jacky lacht.

»Kusch! Was gibts da zu lachen?!«

»Ach nix«, grinst Jacky und deutet mit der Flasche Richtung Fernseher, »war nur grad irr witzig, hast nicht g'hört?!«

»So lass den Benni doch in Frieden!«, keift Edda von draußen. »Am liebsten wär mir sowieso, wenn ihr alle verschwindet. Greift eh keiner was an von euch! Andere Männer helfen im Haushalt. Wenigstens den Mist könntest runtertragen, Mann, und Jakob, du bist ja so geschickt mit dem Elektrischen, die eine Lampen funktioniert schon so lang nicht, könntest mir die nicht einmal anschauen, ich glaub, der Schalter hat was...«

Langsam erheben sich die beiden Männer von der Couch – Benni ist schon nach draußen verschwunden – und schicken sich an, die Wohnung zu verlassen.

»Hallo, was soll das?! Also, wenn ich euch draußen haben will, brauch ich euch nur um Hilfe fragen...!«

Eddas Worte erreichen Sohn und Mann nicht mehr. Jacky hat sich aufs Motorrad geschwungen, um in die Buschenschank aufzubrechen, wo er sich mit Ludwig, Chris und Tob treffen will. Und Luis denkt, dass er beim Bahnhofsbuffet ganz sicher seine Ruhe haben wird. Ein paar alte Kumpels und die schiache Kellnerin, die ununterbrochen tschikt. Ein paar Mischungen, und die Welt ist wieder in Ordnung...

Edda geht zum Fernseher und dreht ihn ab, mühsam, mit dem Ellbogen, denn ihre Finger sind voll Mehl. Aber als sie sich anschickt, auch noch die Vorhänge wegzuziehen – Jacky und Luis haben natürlich alles stehen und liegen lassen, Flaschen und Dosen, Aschenbecher, Bierkapseln... –, zuckt sie nur resigniert die Achseln.

»Ach was. Ich mach jetzt meine Keks fertig. Warum soll ich dauernd hinter denen herputzen?«

Aber sie weiß, dass sie, wenn sie von der Gemeinderats-sitzung heimkommen wird, knapp vor Mitternacht, alles noch genauso vorfinden wird, wie es jetzt da liegt. Denn angreifen tun ihre Männer nichts – außer die vollen Bierflaschen.

6. In der Buschenschank

Benni weiß zuerst nicht so recht, wohin. In die Bar will er nicht, mit einem Weißen Spritzer in der Hand politisieren oder über Autos fachsimpeln, danach ist ihm absolut nicht heute. Aber weg muss er von zu Hause, und zwar so weit wie möglich! Wenn er nur die Maschine nehmen könnte – aber mit der ist Jacky schon unterwegs. Bleibt nur das Fahrrad. Und wenn er damit in die Buschenschank will, dann heißt's treten. Denn das geht eine ganze Weile steil bergauf, schließlich durch den Wald, und das letzte Stück über den Feldweg kannst sowieso nur mehr schieben.

Andrerseits, denkt Benni, braucht er jetzt frische Luft. Und ein wenig Bewegung, draußen im Wald, schadet sicher auch nicht. Er wird sich bestimmt gleich besser fühlen, weil ihm die Anstrengung helfen wird, all den Ärger zu verbrennen, die Wut, das tiefe Unverständnis über seine Familie.

Dass er in so was hineingeboren ist, er kann es nicht begreifen! Er fühlt sich seinem Vater gegenüber unglaublich fremd, eigentlich seit er denken kann. Und seine Mutter, o.k., die ist ein herzensguter Mensch, und klar, er liebt sie, aber ihre glückhafte Art, ihn zu bemuttern, diese Bevormundung und dauernde Einmischung in sein Leben, das geht ihm manchmal so auf die Nerven, dass er schreien könnte!

Er muss sich wirklich umschaun, vielleicht findet er ein günstiges Zimmer irgendwo. Weg von daheim, anders geht das nicht. Nur: Wie soll er das bezahlen? Bis zur Matura braucht er noch ein halbes Jahr. Und ob er neben dem Lernen so viele Nachhilfestunden geben oder Zeitungen austragen kann, dass sich ein Zimmer ausgeht...?